

Verbundkatalog Kalliope

In: Pariser Tageblatt. 2.11.1935, S. 4

Sabine Lepsius "Stefan George". Geschichte einer Freundschaft.

Mann, Klaus

1935-11-02

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Sabine Lepsius „Stefan George“

Geschichte einer Freundschaft
Von KLAUS MANN

Stefan Georges Figur und Werk müssen dem Menschen, der in deutscher Kultursphäre lebt, ungeheuer viel bedeuten, oder sie bedeuten ihm gar nichts. Entweder man ist unempfänglich für diesen dichterischen Ton, für diese ethisch-ästhetische Haltung; dann wird nicht mit einer kühlen Antipathie gegenüberstehen; oder dieses Phänomen wird in unserem inneren Leben einen zentralen Platz einnehmen.

Der Liebe zu einem grossen Dichter dürfen wir selbst dann die geistige Treue wahren, wenn uns die tiefsten und entscheidendsten Bedenken trennen von den kulturpolitischen oder gar politischen Konzeptionen seines Jünger-Kreises. Ja, wir können in eine totale Opposition zur Gestaltung des „Kreises“ geraten, und brauchen doch nicht auf die Liebe zu verzichten, die uns kostbarsten und schönsten inneren Besitz bedeutet und die übrigens ihre tiefste — wie es scheinen mag: äusserliche, aber gerade in unserer geistesgeschichtlichen Situation entscheidende — Gemeinschaft erfährt, als George alle zweifelhaften Angebote und bedenklichen Werbungen des Dritten Reiches mit der stummen aber unzweideutigen Gebärde der Verachtung von sich wies.

Unser liebendes Interesse greift gierig nach jeder Äusserung, die von ihm kommt oder, in einem ersten und würdigen Sinne, auf ihn sich bezieht: so nach dem Buch der Frau Sabine Lepsius „Stefan George. Geschichte einer Freundschaft.“ — Was hat es mir Neues gesagt?

Es hat mir Wesenszüge Georges, die mir aus seinem Werk sehr wohl bekannt gewesen sind, bestätigt und an einigen wenigen Stellen, lebendiger werden lassen. Um dieser Stellen willen nehme ich selbst Feinheiten in Kauf. An Feinheiten ist — um es nur offen zu sagen das kleine Werk nicht ganz arm; ich reagiere auf sie mit einer Empfindlichkeit, die nicht böswillig ist, sondern ihren Grund in meiner besonderen Anteilnahme hat.

Eine Feinheit, von Anfang bis zu Ende, ist der Stil, in dem Frau Lepsius ihre Erinnerungen abfasst: der Jargon des anspruchsvollen, gehobenen, mit Präzision vorgetragenen Dilettantismus geht gar auf die Nerven. Die Freundin des grossen Mannes und die Gattin eines Künstlers, den sie für überaus hält, liebt es, sich in bedeutungsvoll und gesuchten Wendungen auszudrücken; zu weilen geht es scharf daneben. „Den Schönheitsschreier war es unmöglich gemacht, in Berlin heimatisch zu werden“, ist, zum Beispiel, ganz gewiss falsch. Mancher Satz ist gar nicht so recht, wie er sein sollte; etwa dieser: „Auch zwischen Endell, der nicht nur als Baumeister, sondern auch als Mensch bedeutend war, entstand eine Freundschaft mit uns.“ Das sind Kleinigkeiten, gewiss. Sie würden nicht so sehr stören, wären sie nur mit weniger Anspruch vorgebracht. Es verdriess mich, lesen zu müssen: „Seine Gedanken wurden in feinsten Formulierungen geboren“, weil das doch eine so auffallend unfeine Formulierung ist. Sie bezieht sich übrigens nicht auf George, vielmehr auf Reinhold Lepsius, den Maler, Gatten der Autorin, die ihr Erinnerungsbuch seinem Namen „weihen“ und es nicht müde wird, auf jeder dritten Seite sein Genie zu feiern. Es ist schön, dass sie ihm so ergeben ist und so viel von ihm hält. Doch gibt es eine Manier, die Grösse des eigenen Gatten sehr laut und sehr oft zu betonen, die fast ebenso wenig geschmackvoll ist, wie das Lob, das man sich selbst angedeihen lässt.

Keineswegs neigt Frau Sabine zu übertriebener Bescheidenheit. Sie erwähnt gerne und nicht ganz selten, dass George sie gelegentlich als „Herrin“, wohl gar als „Göttliche“ anzureden pflegte. Wir erfahren, dass die meisten Freunde des Hauses die komplizierte „innere Gestalt“ der „Herrin“ niemals ganz begriffen und würdigten dies zu tun. blieb ganz allein George vorbehalten — weiter: das Frau Lepsius im Kreise wertvoller, feiner und besonderer Menschen sehr viel Wärme ausstrahlen im Stande war — eine Feststellung, die man lieber aus dem Munde eines der Gäste, als aus dem der Hausfrau selber hört.

Was die Menschen betrifft, die solche Wärme genossen und, zu gewissen Zeiten, einen Teil des Berliner George-Kreises bildeten, so gelingt es der Autorin beinahe nie, ihre Persönlichkeiten wirklich zu charakterisieren. Hofmannsthal als den „Schwebenden“, Gundolf als den „Würdigen“, Wolfskehl als den „Zeus von Schwabing“ zu bezeichnen, ist Journalismus, aber kein guter. Figuren, von denen wir gern mehr erfahren hätten, werden uns vorgestellt, jedoch kann näher gebracht: so Lou Andreas-Salomé, Rudolf Pannwitz oder Melchior Lechter.

NUTZEN IHR
GOLD RUM,
nur nach MASS

THARD
RENSCHNEIDER

TEL. TRUDAINÉ 65-37

Sorgfältige Arbeit
des „PARISER TAGEBLATT“

5% **RABATT**

Ein- und Zweifach, von 9 bis 21 Uhr.
ER- UND BEGENNENMANTEL



Von Rilke hören wir, dass es zwischen ihm und George keinen rechten Kontakt geben wollte und dass er später zitterte und erblühte, wenn der Name seines grossen Gegenspielers fiel; von Karl Vollmöller, zu unserer Verwunderung, dass er in seiner Jugend ein Genie gewesen sei.

Sabine Lepsius möchte die Figur Stefan Georges und die Figuren seiner Umgebung entlegendisieren: eine dankenswerte Bemühung. Energisch dementiert sie alberne Gerüchte, die etwa über die sakralen Vorlesungen des Dichters im Umlauf waren; niemals, so wird unglaubwürdig versichert, haben bei solchen Veranstaltungen nackte Knaben dem Deklamierenden sein Manuskript gehalten. — Aber nicht immer gelingt es der gescheiten, um geistige Selbstständigkeit bemühten Frau, sich von dem allzuvollen Ton, der um George üblich gewesen ist, ihrerseits frei zu machen. Ihr selber entschlüpfen Wendungen, die nur zu deutlich verraten, dass auch sie nicht unempfänglich ist für den „Mythos“, gegen dessen gewaltsame Künstlichkeit sie im Vorwort tapfer polemisiert. Will sie etwa eine Äusserung Georges zitieren, die gar nicht besonders hervorragend ist, so beginnt sie mit der feierlichen und servilen Floskel: „Da beglückte uns George durch das endgültige Wort.“

In Wahrheit bringt die Erinnerungsschrift kaum eine Verlaubbarung des Dichters, die das Bild, das wir von seiner geistigen Person besitzen, verändern oder auch nur um eine neue Nuance ergänzen könnte. Seine Verurteilung Luthers und des Protestantismus etwa war bekannt und ist von Gundolf kompetent dargestellt und tiefer gedeutet worden, als von Frau Lepsius; das Gleiche gilt von Georges feindlicher Einstellung zur Musik und von seinem Antifeminismus. Interessant ist es aber, festzustellen, wie diese geistig-physischen Antipathien bei ihm allmählich immer stärker und schliesslich zum Dogma erhoben werden. Beim jungen George wirkt es noch wie ein etwas willkürlicher Eigensinn, wenn er keine weiblichen Namen in den „Blättern für die Kunst“ duldet; er lässt Frauen zwar mitarbeiten, publiziert ihre Beiträge aber unter männlichen Pseudonymen. Während einer Auseinandersetzung, die in späteren Jahren geführt wird, spricht er der Frau jede geistige Bedeutung kategorisch ab und versteigt sich bis zu der ebenso kühnen wie falschen Behauptung, der Sohn könne seine Gaben und Talente, ja, sogar sein Aussehen immer nur vom Vater, niemals von der Mutter geerbt haben. Die Rolle der Frau hat die der Dienenden zu sein. Das Gesellschaftsideal ist der Männerbund. Hier wird Frau Sabine rebellisch.

Sie ist uns am sympathischsten, wenn sie rebellisch wird. Es gibt bei ihrem grossen Freunde tyrannisch-einseitige Meinungen, die sie nicht ohne Widerspruch anhören kann: vor allem kränkt sie seine Verdammung der Musik als eines geistfeindlichen, destruktiven Rauschmittels. Sie wagt es, sich aufzulehnen. Sie setzt die grosse Freundschaft aufs Spiel.

Die Aufzeichnungen sind dort am eindrucksvollsten und am originellsten, wo sie versuchen, jene unumenschlichen Zeige zu schildern, die zuweilen erschreckend und überraschend bei Stefan George zum Vorschein kamen. Sie machen sein Bild erst komplett, das sonst bei all seiner Vielfalt und Zusammengehörigkeit nur fragmentarisch wäre. George als der Ästhet der Jahrhundertwende, der es liebt, sich Weibchenkörner auf die Zigarette zu legen und der gedämpfte Beleuchtung bevorzugt; George, als der Sohn der Weinbauern der fachmännisch ein Fass anzustechen weiss, gerne und kräftig lacht, mit Bauern und mit Handwerkern plaudert wie mit Seinesgleichen: Das alles sind

KLINGLER-QUARTETT AUFGELÖST

Nach einer Mitteilung der „Mitteldeutschen Nationalzeitung“ hat sich das Klinglerquartett aufgelöst, nachdem im Zuge der inneren der Reichskulturkammer durchgeführten Massnahmen der Cellist Silbermann ausscheiden musste.

Das Klinglerquartett war eines der berühmtesten Ensembles des alten Deutschlands, der eigentliche „Erbe von Joachim“ Quartett. Gegründet hat es Klingler mit Heber, Fridolin Klavierspieler und M. Pannwitz im Jahre 1905. Die Brüder Klingler haben sich zur Auflösung entschlossen, da sie mit Silbermann seit langen Jahren eingesperrt sind und ihm als unentbehrlich betrachten.

ALEXANDER KIPNIS VERLASST DIE BEKLINER STAATSOOPER

Alexander Kipnis, der berühmte Bariton, der sieben von einer erfolgreichen Südamerika-Tournee zurückgekehrt ist, scheidet auf eigenen Wunsch aus dem Verband der Berliner Staatsoper aus. Alexander Kipnis wird in Zukunft nicht seinen Konzerten und Gastspielen im Ausland nur einige Konzerte im Rahmen des Reichsverbandes der jüdischen Kulturbünde geben. Alexander Kipnis hatte einen mehrjährigen Vertrag mit der Staatsoper, der nach Aufbruch der Arbeitsbestimmung im Berufsbeamtengesetz nicht verlängert werden konnte, weil Kipnis amerikanischer Staatsangehöriger ist. Ein Aufbruch Kipnis' in der Staatsoper ist seit langem nicht mehr erfolgt. Namentlich vorerst Kipnis, um sich auf das Fortbestehen des Vertrages,

doch nur Teilansichten. Sie werden ergänzt und verändert durch jene frapierendste Stelle des Buches, die beschreibt, wie „eine plötzliche, unheimliche, ich möchte fast sagen böse“ Wirkung ausging von diesem, bei aller gemessenen Zurückhaltung, geselligen und gesprächigen Menschen. Etliche Aussprüche Georges, die Sabine Lepsius zitiert, geben mir Anlass, erneut nachzudenken über die Unmenschlichkeit des Genies — als dessen schönstes Charakteristikum wir doch andererseits gerade die höchst gesteigerte Menschlichkeit empfinden. Uns wird erzählt, wie „der Meister“ die Diskussion über ein illegitimes Kind, das einer der „Jünger“ zu versorgen hatte, kurz abschnitt, indem er sagte: „Gott lacht keine Hurenkinder.“

Das ist schauerlich. Und schauerlich ist es, zu lesen, wie „George von dem Krieg, der kommen müsse, so erbarungslos sprach, wie von einer Notwendigkeit, die Deutschland aus seiner geistigen Misere retten würde, kurzum wie von etwas Willkommenem.“

Eines der letzten Male, da Frau Sabine ihrem grossen Freund begegnet — es ist mitten während des Krieges — erscheint er „lebhafte, stark und fast heiter.“ Damals hat sie eben den tiefsten Schmerz erfahren: ihr einziger und sehr geliebter Sohn ist gefallen. Sie ist aufgewühlt bis zum Grunde, ganz nur Mutter, ganz Frau; ihr tief verwundenes Herz ist empfindlich geworden für das Riesenmass der Schmerzen um sie herum; sie bekennt sich als „überzeugte Gegnerin des modernen Krieges.“ In solchem Zustand tritt sie dem Freund gegenüber, den sie lange nicht gesehen hatte. Jetzt, wenn jemals brauchte sie seine Hilfe. Sie erinnert sich: einmal, in zärtlich erster Stunde, hat er ihr das Versprechen gegeben, dass er immer für sie da sein würde, wenn sie ihn rief. Nun entzieht er sich ihr. Er bricht sein Versprechen, lässt ihren dringlichen Stimmen Hilferuf unbeantwortet. — Das Erinnerungsbuch schliesst mit einem fassungslos enttäuschten, beinahe bitteren Ton.

Auf einer Serie von Photographien, die dieser „Geschichte einer Freundschaft“ beigegeben ist und die uns das Gesicht Stefan Georges in seiner Entwicklung durch mehrere Jahrzehnte zeigt, können wir feststellen, wie auf diesem herrlich geformten, von der Natur und vom Geiste geadelt Antlitz der tyrannische Ausdruck mehr und mehr hervortritt; immer trotziger schiebt sich der Unterkiefer nach vorne, und unter der majestätischen Stirn bekommen die Augen den vor geistiger Herrschsucht starren, für menschliches Leid erblindeten Blick. — Auf dem ersten Blatt haben wir vor uns die Figur des jungen Poeten, den sie den „salbentrunkenen Prinzen“ nannten, der erfahren ist in allen Reizen und in allen Melancholien. Der alte Mann aber sieht nicht mehr wie der Abgott exklusiver ästhetischer Zirkel aus; auch den kraftvoll heiteren Sohn der Weinbauern erkennt man nicht mehr in ihm. Nun ist seine Haltung die des Hohen Priesters. An jeden, den er jetzt noch seines Umgangs würdigt, stellt er den allergrössten, gnadenlosen Anspruch, durch den er selbst das Äusserste von sich erzwingt: dies im Dienste eines höheren und vollkommeneren Menschenbildes, das er im Träume schaute, in Schmerzen erkannte und nun verwirklichen will, nicht nur im Worte sondern auch im Fleische.

Welche Abenteuer, wie viel Verführungen und Gefahren gab es auf dem Wege, der zu solcher Höhe führte! Auf der Stirne des Dichters sind die Spuren aller der beständigen Kämpfe, überwundenen Anfechtungen und bezwungenen Schmerzen eingegraben als tiefe Zeichen und Male. Ich schäme dieses Antlitz an, das geformt ist von so leidenschaftlichem Willen, — und mit einer ergriffenen Ehrfurcht, die stärker ist und immer stärker bleiben wird, als alle intellektuellen Zweifel und Vorbehalte, die sich ihr entgegengesetzt möchten, lese ich die Briefzeilen, die der vom Tode des Jünglingsfreundes Beschützte schrieb:

„Soll ich Ihnen noch einmal schriftlich endgültig bestätigen, was Sie lange wissen? Warum soll ich meinen Freunden von den gefährlichen Abgründen berichten, die alle meine Fahrten begleiteten? Ich grad von den letzten, besonders furchtbaren — indessen, die Freunde, nichts können, als in mitleidiger Ferne hilflos dastehen... Gibt es für Trostlosigkeit überhaupt ein andres vorm Schlimmsten Rettendes, als dass niemand sie weiss? Ich gehe immer und immer an den äussersten Rändern — was ich hergehe ist das letzte Mögliche — auch wo keiner es ahnt... Ich hoffe, dass Sie jetzt für manches Nichtgeben oder Nichtschreiben noch tiefere Gründe erkennen als jene damals im sandigen Kiefernwaldchen — und wäre es auch der eine nur: der klaffende Abstand zwischen unsern säglichen Wort und unsern unsäglichen Herzen.“

Freilich von diesem Unsäglichen weiss die Freundin, die solche Zeilen empfing, kaum etwas anzuwenden aus ihrer mitleidvoll-bewundernden Ferne. Aber ist es nicht ausgesagt, ist es nicht Form geworden in einem Werk, dessen schimmernde Schönheit und gebieterischer Ernst dieses dunkle und befeuchtete Jahrhundert überdauern werden?

Budapest, — Oktober 1935.